


# sozial

Magazin für Politik, Kirche und Gesellschaft in Baden-Württemberg



## Heimerziehung gestern und heute

### Vorbeugend

Die BruderhausDiakonie hat Maßnahmen und Regeln entwickelt, um gewaltsame Übergriffe zu verhindern.

→ Seite 4

### Versöhnt

Der ehemalige Heimbewohner Gerhard Perlinger blickt ohne Bitterkeit auf die Zeit im Kinderheim Loßburg zurück.

→ Seite 6

### Vorbildlich

Jonathan (17) beherrscht die Kampfkunst Capoeira. Viele Kinder wollen so stark und geschickt werden wie er.

→ Seite 9

### Vereint

Kochen, klettern, Kanu fahren: Beim Reutlinger Projekt „Jungs und Väter in Aktion“ kommen sich die Teilnehmer näher.

→ Seite 14

# Liebe Leserinnen und Leser,

eine Geschichte dieser Ausgabe erinnert ein wenig an die ungewöhnliche Karriere des ehemaligen Heimkinds und Sonderschülers Uwe Hück, der sich zum Betriebsratsvorsitzenden und Vize-Aufsichtsratschef beim Autobauer Porsche hochgearbeitet hat. Unsere Geschichte handelt ebenfalls von sozialem Aufstieg, von (bescheidenem) Wohlstand und Wohlergehen. Der Protagonist ist ein ehemaliger Heimzögling, der in seiner Kindheit mit Not und Mangel konfrontiert war und der dennoch sein Leben gemeistert hat. Es ist, wenn man so will, auch eine Erfolgsstory. Denn als Heimkind hatte Gerhard Perlinger in den Nachkriegsjahren eher schlechte Aussichten, beruflich und gesellschaftlich Fuß zu fassen. Er hat es dennoch geschafft, den Beruf zu lernen, den er sich wünschte, eine Familie zu gründen und sich in Horb zu etablieren. Über 30 Jahre war Gerhard Perlinger als Pannenhelfer bei der ADAC-Straßenwacht tätig. Als „gelber Engel“ half er anderen, in Not geratenen Menschen. Hier schließt sich der Kreis zu einem insgesamt gelungenen Lebenslauf.

Es gibt viele solcher Heimgeschichten. Sie sind so unterschiedlich wie die Menschen, zu denen die Geschichten gehören. Manche können offen und ohne Groll über ihre Kindheit und Jugend sprechen, andere übermannt der Schmerz, wenn sie sich erinnern. Nachzulesen ist das seit kurzem in einem Buch über die Heimgeschichte der BruderhausDiakonie. Wir wollen es jedoch nicht bei dem belassen, was früher war. Weil seither über vier Jahrzehnte vergangen sind, in denen sich die Heimerziehung radikal verändert hat, gehen wir auch darauf ein. Wie sieht Jugendhilfe heute aus? Wie werden Kinder und Jugendliche gefördert? Welchen Schutz haben sie, welche Mitspracherechte? Auch hierzu können Sie Interessantes erfahren – über einen ehemaligen Heimleiter und seine Frau etwa, oder die Kampfkunst Capoeira, die Kinder stärkt und belastbarer macht. Bei all dem wünschen wir Ihnen eine anregende und spannende Lektüre

Ihre „Sozial“-Redaktion

## Inhalt

### TITELTHEMA

- 3 Die Stiftung stellt sich ihrer Vergangenheit
- 4 Interview zur Heimgeschichte-Studie
- 6 Kindheit im Heim: Im Leben geht es nicht nur geradeaus
- 7 Ein Ehepaar widmete sich über 40 Jahre hilfebedürftigen Kindern
- 9 Jugendhilfe heute: Kinder werden spielend stärker
- 10 Kinderrechte schützen junge Menschen

### KOLUMNE

- 11 Lothar Bauer, Vorstandsvorsitzender der BruderhausDiakonie: Wie betreibt die BruderhausDiakonie Prävention gegen Missbrauch und Gewalt?

### AKTUELL

- 12 Gewaltprävention: Kommunizieren statt Tabuisieren

### REGIONEN

- 13 Reutlingen: Väter und Söhne in einem Boot
- 14 Tübingen: Wendeplatte für die Gesellschaft

### NACHRICHTEN

- 15 Aus der BruderhausDiakonie

### DIAKONISCHER IMPULS

- 16 Martin Enz: Die Geschichte mahnt für die Zukunft

## Impressum

ISSN 1861-1281

### BruderhausDiakonie

Stiftung Gustav Werner und Haus am Berg  
Ringelbachstraße 211, 72762 Reutlingen  
Telefon 07121 278-225, Telefax 07121 278-955  
Mail [redaktion@bruderhausdiakonie.de](mailto:redaktion@bruderhausdiakonie.de)

### Herausgeber

Pfarrer Lothar Bauer, Vorstandsvorsitzender

### Verantwortlich

Sabine Steininger (ste)

### Redaktion

Martin Schwilk (msk), Sabine Steininger (ste),  
Karin Waldner (kaw)

### Mitarbeiter

Marianne Möhle (mar)

### Gestaltung und Satz

Susanne Sonneck

### Druck und Versand

Grafische Werkstätte der BruderhausDiakonie,  
Werkstatt für behinderte Menschen  
Erscheint vierteljährlich

### Fotonachweis

Titel und Seite 3: Hartmann; Seiten 13,14: Marianne Möhle, Seite 15: DWW/Naumann, Südwestpresse; alle anderen: Archiv und Mitarbeiterinnen und Mitarbeiter der BruderhausDiakonie

### Spendenkonto

Evangelische Kreditgenossenschaft Kassel,  
BLZ 520 604 10, Konto 4006

## Heimerziehung zwischen 1945 und 1970

# Die Stiftung stellt sich ihrer Vergangenheit

Als erster evangelischer Träger in Baden-Württemberg hat die BruderhausDiakonie ihre Heimgeschichte veröffentlicht.

Manche mögen bis heute nicht darüber reden. Manche erinnern sich schmerzvoll daran, dass sie Angst hatten vor Schlägen, berichten von Demütigungen, von harter Feldarbeit und vom Unverständnis der Erziehenden. Andere erzählen von fürsorglichen Erzieherinnen und Erziehern, die sich unter oft widrigen Bedingungen für ihre Schützlinge eingesetzt haben. Das Bild, das ehemalige Heimkinder von ihrer Kindheit und Jugend in den Heimen der BruderhausDiakonie zwischen 1945 und 1970 zeichnen, ist vielschichtig. Das zeigt die Studie zur Heimgeschichte, die die Historikerin Sylvelyn Hähner-Rombach im Auftrag der BruderhausDiakonie erstellt hat. Eine im Jahr 2010 eingerichtete Projektgruppe, bestehend aus Mitarbeiterinnen und Mitarbeitern der BruderhausDiakonie, unterstützte sie dabei.

Anlass für die Studie war unter anderem die Beschwerde eines ehemaligen Heimkindes. Im Oktober dieses Jahres veröffentlichte die BruderhausDiakonie die Studie als Buch. Zugleich stellten Vorstand und Beteiligte die Ergebnisse der Öffentlichkeit vor.

### Problematische Zustände

„Die Dokumente und Aussagen machen deutlich“, so Günter Braun, Fachlicher Vorstand der BruderhausDiakonie, „dass Kinder und Jugendliche auch in den Heimen der BruderhausDiakonie in den 1950er und 1960er Jahren teilweise sehr leidvolle Erfahrungen machen mussten. Vorstand und Mitarbeiterschaft der BruderhausDiakonie bedauern diese Vorkommnisse und leidvollen Erfahrungen der Kinder und Jugendlichen zutiefst.“

So förderte die Untersuchung „eine Reihe zum Teil hoch problematischer Zustände und Ereignisse“ zutage, berichtet Sylvelyn Hähner-Rombach. Dazu zählen Strafen mit „körperlicher und seelischer Gewalt, die zwar keinen systematischen Charakter hatten, aber dennoch ein Klima der Angst erzeugen konnten.“ Die wirtschaftlichen und personellen Rahmenbedingungen der Nachkriegszeit wirkten sich negativ auf die Arbeit in den Heimen aus. „Der Wiederaufbau des Landes drängte die Situation in den Heimen an den Rand der gesellschaftlichen Wahrnehmung.“ Gesetzgeber, einweisende Behörden sowie Kostenträger

seien ihrer Verantwortung nicht gerecht geworden. Mit Beginn der Studie gab es bei der BruderhausDiakonie einen zentralen Ansprechpartner zur Bearbeitung von Anfragen und Beschwerden ehemaliger Heimkinder. Von November 2008 bis September 2013 gingen insgesamt 24 Anfragen ein, sieben davon waren ausdrückliche Beschwerden, berichtet Rainer Kluza, der die Projektgruppe zur Aufarbeitung der Heimgeschichte geleitet hat. Mit den Beschwerden und Anfragen sei die BruderhausDiakonie sehr individuell umgegangen – abgestimmt auf Bedürfnisse und Erwartungen der ehemaligen Heimkinder.

### Grundlegender Wandel

Dazu habe neben dem ausführlichen Gespräch über die Erfahrungen der jeweiligen Person auch die Möglichkeit gehört, die eigene Akte einzusehen und zu kopieren – oder auch das Angebot, die ehemalige Einrichtung zu besuchen und sich ein Bild von den heutigen Verhältnissen dort zu machen. Diejenigen, die das Angebot wahrgenommen haben, hätten sich oftmals sehr beeindruckt gezeigt von den Veränderungen, die sich seit damals in der Jugendhilfe vollzogen haben. Wo es früher in erster Linie um das Einfügen in die Gemeinschaft ging und das Anpassen an vorgegebene Zwänge, die sich aus den Abläufen im Heim ergaben und aus den oft ärmlichen Verhältnissen, stehen heute das einzelne Kind, seine Wünsche und seine Rechte im Fokus. Die Mitarbeiterinnen und Mitarbeiter sind gut ausgebildet. Aus eng belegten und personell und finanziell oft unterversorgten Heimen sind in der Regel gut ausgestattete Wohngruppen und Tagesbetreuungsgruppen geworden. Körperliche Strafen – in den 1950er und 1960er Jahren auch in den Familien noch vielfach üblich – sind undenkbar. „Das sind ernsthafte Verfehlungen“, betont Lothar Bauer, Vorstandsvorsitzender der BruderhausDiakonie. „Heute sind wir glücklicherweise in einer ganz anderen Situation.“



Heute stehen die Rechte und Wünsche jedes einzelnen Kindes im Mittelpunkt.

[www.bruderhausdiakonie.de/wir-ueber-uns/geschichte/heimerziehung-1950er60er-jahre](http://www.bruderhausdiakonie.de/wir-ueber-uns/geschichte/heimerziehung-1950er60er-jahre)

## Studie zur Heimgeschichte

# Man sollte das nicht relativieren

Die Historikerin Sylvelyn Hähner-Rombach und Rainer Kluza, Leiter der Projektgruppe zur Aufarbeitung der Heimgeschichte, geben Auskunft über wichtige Ergebnisse der Studie, die die BruderhausDiakonie in Auftrag gegeben hatte.



Rainer Kluza hat das Projekt- und Change-Management der BruderhausDiakonie geleitet.

→ *Die BruderhausDiakonie wollte eine unabhängige Wissenschaftlerin zur Aufarbeitung ihrer Heimgeschichte. Wie unabhängig waren Sie in Ihren Forschungen?*

**Hähner-Rombach:** Ich war tatsächlich unabhängig: Der Zugang zu den Archivalien war direkt und sehr großzügig. Ich habe praktisch keinerlei Vorgaben bekommen.

→ *Wie ergiebig waren die Akten und die Zeitzeugen-Befragungen?*

**Hähner-Rombach:** Die Akten sind nicht so ergiebig, wie man sich das vorstellt. Das sind in der Regel Fallakten, Korrespondenzen, Protokolle von Sitzungen. Was da festgehalten wurde, ist wenig detailliert und aus einem bestimmten Blickwinkel heraus geschrieben. Die BruderhausDiakonie hat einen großen Aktenbestand. Auch beim Diakonischen Werk und der Landeskirche gibt es entweder eine Altregistratur oder ein Archiv. Das war dann ausreichend für die Untersuchung. Aber man kann nicht sagen, dass man in Informationen zum Alltag im Heim ertrunken wäre. Deswegen waren die Interviews so wichtig. Die haben neue Sichtweisen eröffnet darauf, wie tatsächlich gelebt wurde.

→ *Wie sah Ihre Arbeit aus während der eineinhalb Jahre bis zur Manuskripterstellung? Wie wurden Sie unterstützt?*

**Hähner-Rombach:** Hauptsächlich war ich in den Archiven. Ansonsten habe ich praktisch im stillen Kämmerlein gearbeitet. Die regelmäßigen Arbeitssitzungen mit der Projektgruppe und ihrem Leiter Rainer Kluza haben sich sehr bewährt. Das sind Bedingungen, von denen man als Historikerin sonst nur träumen kann.

→ *Oft ist zu hören, in der Nachkriegszeit seien Kinderarbeit und körperliche Strafen normal gewesen, das Leben in den Heimen habe sich nicht grundsätzlich vom gesellschaftlich Üblichen unterschieden. Wie bewerten Sie solche Relativierungen?*

**Hähner-Rombach:** Ehemaligen Heimkindern zu sagen, das war normal – das finde ich ganz schwierig. Natürlich mussten in vielen Familien die Kinder mithelfen. Und es gab auch in den Familien körperliche Züchtigungen. Aber die fanden in einem ganz anderen Rahmen statt. Wenn ich von meiner Mutter Schläge erhalte, dann bin ich empört. Ich weiß noch – ich bin 1959 geboren – als ich welche bekam, habe ich gesagt: Ich gehe zum Jugendamt und beschwere mich darüber, wie ich hier behandelt werde. Als Heimkind wäre das Jugendamt für mich gar kein Ansprechpartner gewesen, denn die haben mich schließlich da hingebacht. Ich finde diese Relativierungen unangebracht – vor allem gegenüber denjenigen, die bis heute darunter leiden. Die Ohrfeige von Mitarbeitenden aus dem Moment der Überforderung heraus kann man sicher nicht an heutigen Maßstäben messen. Aber man sollte das nicht einfach relativieren, indem man sagt, das wäre normal gewesen.



Vergleiche sind verständlich, aber unangebracht, sagen Rainer Kluza und Sylvelyn Hähner Rombach.

**Kluza:** Ich finde diese Reaktionen einerseits verständlich, besonders von Personen, die diese Zeit miterlebt haben. Andererseits finde ich sie ziemlich unreflektiert, weil sich die jeweiligen Rahmenbedingungen stark unterscheiden. Die Kinder in den Einrichtungen hatten zum Teil schon schwierige Erfahrungen in ihren Familien gemacht. Mit der Herausnahme aus der Familie haben sie eine regelrechte Traumatisierung erlebt. Sie waren in ganz besonderem Maße schutzbedürftig. Auch in ganz besonderem Maße verletztlich. Wenn ihnen dann dort, wo sie zu ihrem Schutz

untergebracht werden, Schläge und Demütigung drohen, hat das noch mal eine ganz andere Dimension. Darüber hinaus hatten die Heimkinder nur eine einzige, relativ gleichgeschaltete Lebenswelt, nämlich die des Heimes – im Gegensatz zu anderen Kindern und Jugendlichen, die zwischen unterschiedlichen Lebenswelten, also Familie, Schule, Verein, wechseln konnten. Insofern sind solche Vergleiche unangebracht.

→ *Der Runde Tisch Heimerziehung hat problematische Verhältnisse in den Heimen der Nachkriegszeit aufgelistet. Haben Sie die bei Ihren Untersuchungen auch festgestellt?*

*Hähner-Rombach:* Alle problematischen Verhältnisse, die beim Runden Tisch zur Sprache kamen, finden sich auch in den Heimen der heutigen BruderhausDiakonie. Aber das hatte keinen systematischen Charakter, zum Beispiel die Gewalt. Auch die Fälle von sexuellem Missbrauch hatten kein System. Das war ein einzelner Mitarbeiter, von dem man gar nicht wusste, was der tut. Aber man kommt nicht darum herum zu sagen: Fast alles, was beim Runden Tisch zur Sprache kam, findet sich hier auch, wenn auch vielleicht in unterschiedlich starkem Ausmaß.

*Kluza:* Man muss unterscheiden zwischen dem Bereich Repression und Schläge und dem Bereich sexueller Missbrauch. Sexueller Missbrauch, das sind eher Einzelfälle gewesen – sexueller Missbrauch durch Mitarbeiter sowieso, da steht nach vorliegender Erkenntnis vor allem eine Person im Fokus. Sexueller Missbrauch durch andere Betreute ist wohl häufiger vorgekommen. Aber man hat das nicht einfach toleriert. Zum Beispiel hat es das in Loßburg gegeben. Das ist irgendwann aufgefallen und abgestellt worden.

→ *Die BruderhausDiakonie hat ihre Heimgeschichte aus mehr als nur historischem Interesse erforschen lassen. Wie fließen die Erkenntnisse in die gegenwärtige Arbeit ein?*

*Kluza:* Mit den Reformen, die seit den 1970ern stattgefunden haben in der Kinder- und Jugendhilfe, aber auch in allen anderen Arbeitsfeldern, ist sukzessive ein kompletter Wandel eingetreten. Hinsichtlich Machtmissbrauch und Grenzverletzungen – ein Risiko, das in Abhängigkeitsbeziehungen wie denen der sozialen Arbeit immer besteht – sind vorbeugende Maßnahmen und Regeln entwickelt worden. Parallel

zum Heimgeschichte-Projekt ging es beispielsweise in einem weiteren Projekt der BruderhausDiakonie um die Frage: Was tun wir bereits und welche Möglichkeiten bestehen, soweit wie möglich präventiv tätig zu sein, damit Eingriffe in Selbstbestimmung oder gar gewaltsame Übergriffe nicht passieren? Diese Maßnahmen sind systematisiert und weiterentwickelt worden. Sie wurden zu einem für alle Hilfefelder der BruderhausDiakonie gültigen Rahmenkonzept Gewaltprävention zusammengefasst. Und das wird derzeit in der gesamten BruderhausDiakonie umgesetzt. Das ist eine wesentliche Konsequenz, die aus den Erkenntnissen gezogen worden ist.

→ *Inzwischen haben sich einige ehemalige Heimbewohner an die BruderhausDiakonie gewandt. Wie geht die Stiftung damit um?*

*Kluza:* Der Schritt, sich an uns zu wenden, war für die meisten sicher nicht leicht. Bis heute haben sich insgesamt 24 Personen an uns gewandt. Sieben davon mit Beschwerden. Ich habe versucht, die Bearbeitung dieser Beschwerden an den jeweils artikulierten Bedürfnissen und Erwartungen auszurichten. Und die waren höchst unterschiedlich. Mich hat bewegt zu sehen, was für eine Bedeutung etwa das gemeinsame Aktenlesen für jemanden hat, der über sein Leben in dieser Zeit so gut wie keine Unterlagen hat – keine Fotos, keine Briefe, keine Erinnerungsstücke. Wir haben zudem angeboten, in das fragliche Heim zu fahren, sofern es noch besteht. Und wir haben dort Begegnungen arrangiert mit den heutigen Verantwortlichen und mit Kindern, die dort betreut werden. Viele ehemalige Heimkinder waren überrascht, wie anders heute die Situation ist. Wir haben in all diesen Fällen, wenn nötig, auch die Kosten übernommen. Wenn weitere Hilfe nötig war, haben wir die Betroffenen unterstützt bei Anträgen an den seit 2012 eingerichteten Fonds Heimerziehung, in den die BruderhausDiakonie einzahlt. Die Beschwerdeführer haben uns sehr viel gegeben – durch ihre kritische Mitteilung über die Zeit und über ihre Erfahrungen bei uns.

msk ←



*Dr. Sylvelyn Hähner Rombach, Historikerin am Institut für Geschichte der Medizin der Robert Bosch Stiftung in Stuttgart.*

„Das ist jetzt das erste Mal, dass ich darüber rede ... – Zur Heimgeschichte der Gustav Werner Stiftung zum Bruderhaus und der Haus am Berg gGmbH 1945-1970“ ist im Mabuse-Verlag erschienen und im Buchhandel erhältlich.

## Ehemaliger Heimbewohner

# Im Leben geht es nicht nur geradeaus

Gerhard Perlinger hat einen Teil seiner Kindheit im Heim in Loßburg verbracht.

Den 1. Juni 1948 wird Gerhard Perlinger sein Leben lang nicht vergessen. Diesen merkwürdigen Tag vor 65 Jahren, der sein ganzes Leben veränderte. „Wenn ich dran denke, kommt’s mir vor, als wär’s gestern gewesen.“ Damals packte seine Mutter in der gemeinsamen Wohnung in Freudenstadt seine Sachen zusammen und sagte: „So, jetzt fahren wir nach Loßburg.“ Mehr sagte sie nicht. Was das Wort Loßburg

wirklich bedeutete, wurde dem Elfjährigen erst klar, als sie ihn mit seinem Kofferchen im Heim der Gustav Werner Stiftung, der heutigen BruderhausDiakonie, abgab und verschwand. „Ich habe drei Tage lang bloß geheult, geheult, geheult.“

Zu diesem Zeitpunkt konnte er nicht wissen, dass er seinem Herrgott später einmal für den Umweg über Loßburg danken würde. „Bei meiner Mutter hätte ich es nicht so gut gehabt.“ Zunächst überwog jedoch der Schmerz über den Verlust der Eltern. Im Heim habe man ihm, dem neuen Zögling, gesagt, er solle sich nicht so anstellen. Gerhard Perlinger erinnert sich weder an tröstende Worte, noch an mitfühlende Gesten. „Es war keine Zeit für warme Gefühle“, erklärt er sich die Reaktion der Erzieher und Erzieherinnen. 1948 litt ganz Deutschland unter den Folgen des Zweiten Weltkriegs, Not und Mangel bestimmten den Alltag der Menschen.

„Dieser verfluchte Krieg.“ Dabei sah es zunächst so aus, als könne der kleine Gerhard bei seinen Eltern groß werden. Sein Adoptivvater war im Juni 1945 aus der Gefangenschaft zurückgekehrt, wurde jedoch von seiner Frau, die inzwischen der Prostitution nachging, fortgeschickt. Den gemeinsamen Sohn habe er auch gleich mitnehmen sollen. „Sie hat mich gehasst, weil ich ein uneheliches, unerwünschtes Kind war und mich immer einen Deppen genannt.“ Da der Adoptivvater als Vertreter viel unterwegs war, brachte er das Kind zur Großmutter nach München. Diese war auf Dauer mit dem lebhaften Enkel überfordert. „Ich

war nicht leicht erziehbar und hatte einen Hang zum Jähzorn“, gibt Perlinger offen zu. Nach zwei Jahren brachte ihn der Vater in die Wohnung der Mutter zurück. Drei Tage später ging es schon nach Loßburg. In den sieben Jahren, die er im Heim verbrachte, kam die Mutter kein einziges Mal vorbei. Perlinger zuckt die Achseln: „Im Leben geht es nicht nur geradeaus. Manche Wege sind uns völlig unerklärlich.“

Im Heim war er mit vielen anderen Buben im sogenannten Männerhaus untergebracht, die Mädchen lebten im Frauenhaus. Geschlafen wurde auf einfachen Strohsackmatratzen, die mit Seegras gefüllt waren. Durch die angeschlossene Landwirtschaft hatten die Kinder genug zu essen, vor allem Getreideprodukte, Hülsenfrüchte, Obst und Gemüse. „Ich kann mich nicht an ein Stückchen Fleisch oder Wurst erinnern. Das wurde alles verkauft.“ Damit konnte Gerhard Perlinger ebenso leben wie mit der harten Feldarbeit. „Die Zeit war so. Jeder musste mithelfen.“ Die gemeinsame Tätigkeit habe den Kindern sogar Spaß gemacht: „Wir haben bei der Arbeit gesungen.“ Auch seine Schulzeit hat Gerhard Perlinger weitgehend in guter Erinnerung. „Ich habe viel gelernt. Wer nimmt heute noch die Nibelungen durch? Oder Schillers Glocke? Und viel gesungen haben wir: Mendelssohn-Bartholdy, Bach, Beethoven.“

Einmal habe sein Lehrer zu ihm gesagt, weil es mit dem Rechnen nicht auf Anhieb geklappt hatte: „Aus dir wird eh nichts.“ Worauf sich Gerhard Perlinger vornahm: „Dir werd’ ich’s zeigen. Mich kriegt keiner klein.“ Auch nicht die Erzieherin der Jungengruppe, die aus Ostpreußen stammte und zu der die Kinder „Tante Traudl“ sagen mussten. Sie wäre eine hervorragende Erzieherin gewesen, meint Perlinger, wenn sie nicht so schnell in Wut geraten wäre und die Kinder nicht „massiv verdroschen“ hätte. Die Jungen mussten ihre Hosen runterlassen, sich bücken, dann habe die Erzieherin mit einem Haselnussstecken oder einem Riemen zugeschlagen. Der alte Mann erinnert sich an einen Jungen, der „blutüberströmt am Boden lag“. Noch schlimmer und demütigender fand er es als Jugendlicher, dass die Kinder in Anwesenheit ihrer Erzieherin baden mussten. Er habe sich dadurch „sexuell herausgefordert“ gefühlt. „Da sitzt man als



Heute kann Gerhard Perlinger offen über seine Erfahrungen im Heim sprechen.

13-Jähriger in der Badewanne, wäscht sich, und sie sitzt äußerst provozierend mit geschürztem Rock daneben.“ Ein Verhalten, das ihn heute noch erbost. Jahrelang habe er „alles Weibliche gehasst“, bis er mit 21 seine spätere Frau kennen- und lieben lernte. Nach der Schulzeit wollte Gerhard Perlinger Automechaniker werden. Weil es in der Umgebung keine Lehrstellen gab, begann er 1952 eine Ausbildung in der Landwirtschaft, die er zwei Jahre später in einem Lehrlingsheim in Stammheim bei Calw beendete. Die im Bruderhaus vermittelten Werte Ehrlichkeit, Ordnung, Sauberkeit nahm er ebenso mit auf seinen Lebensweg wie das Motto von Gustav Werner: „Was nicht zur Tat wird, hat keinen Wert“. „Das hat mich geprägt und mir in jeder Situation geholfen.“ Dass der technisch begabte junge Mann dann doch noch eine Ausbildung zum Kfz-Mechaniker machen konnte, verdankt er einem Betreuer der Inneren Mission in Württemberg. Diesem gelang es, den Lehrherrn, der den ehemaligen Heimzögling erst nicht nehmen wollte, umzustimmen. Nach der Lehre arbeitete Perlinger zunächst bei einer Autowerkstatt in Stuttgart, dann in der Lkw-Werkstatt einer Spedition. 1970 begann er als Pannenhelfer bei der ADAC-Straßenwacht - einen Beruf, den er bis zum

Ruhestand vor zehn Jahren gerne ausgeübt hat. „Es ist sehr befriedigend, jemandem zu helfen, der in Not geraten ist.“

Gerhard Perlinger bezeichnet sich selbst als Autodidakten, der „stets ein offenes Auge und Ohr für die Technik und viel, viel gelesen hat“. Seit 30 Jahren baut er in seinem Eigenheim in Horb Modelle von Dampfmaschinen. Von seinem Wissen und seiner Erfahrung profitierten auch Perlingers Söhne, die beide Automechaniker wurden. Zwei Dinge seien ihm bei der Erziehung seiner Söhne besonders wichtig gewesen. „Meine Kinder sollten nie ein Heim betreten - und nicht geschlagen werden.“ Er und seine Frau hätten andere Möglichkeiten gefunden und sich im Übrigen so oft es ging mit ihren Kindern beschäftigt. Das ist alles lange her. Heute ist der einstige Heimzögling 76 Jahre alt und wirkt wie einer, der sein Schicksal angenommen hat und in sich zur Ruhe gekommen ist. Er spricht frei und offen über das Erlebte und kann bisweilen herzlich lachen, auch über sich selbst. „Es ist alles gut so, wie es war“, resümiert Gerhard Perlinger. „Loßburg war kein Elternhaus, unter den damaligen Umständen aber das Beste, was mir passieren konnte.“

kaw ←



Gerhard Perlinger ist mit sich und seiner Vergangenheit im Reinen.

## Vom Kinderheim zum Jugendhilfeverbund

# Hinter der Fassade verbarg sich die Not

Ilse und Wolfram Karas widmeten sich über 40 Jahre hilfebedürftigen Kindern.

Alles begann bei den „Wikingern“. Die 25 Jahre alte Ilse Wandel hatte gerade ihre Ausbildung an der Evangelischen Heimerziehschule Reutlingen beendet und die Leitung der „Wiking“-Gruppe im Oberlin-Kinderheim übernommen. Unbekümmert, warmherzig und fachkundig zugleich, eroberte sie die Herzen der 13 Jungen im Sturm. „Onkel Wolfram“ war ihr Praktikant und von der neuen Gruppenleiterin nachhaltig beeindruckt. „Wir fanden uns nett“, erinnert sich Wolfram Karas schmunzelnd, während zahllose Lachfältchen um seine Augen tanzen. Ausgesprochen nett sogar. Nicht lange, nachdem ihre Zusammenarbeit so vielversprechend begonnen hatte, gab „Onkel Wolfram“ Ende 1964 seine Verlobung mit „Tante Ilse“ bekannt. Es war der Beginn einer gemeinsamen Lebens- und

Arbeitsgeschichte, die nicht nur Ilse und Wolfram Karas tief geprägt hat. Auch das ehemalige Oberlin-Kinderheim in Reutlingen, aus dem Ende der 1970er Jahre der Oberlin-Jugendhilfeverbund wurde, ist ohne seine beiden Protagonisten nicht denkbar. Beide haben über 40 Jahre lang eindrucksvoll bewiesen, „dass es sich lohnt, sich für schwierige Kinder einzusetzen“ - und, wie Wolfram Karas aus Erfahrung weiß, „dass hinter auffälligen, manchmal schwer zu ertragenden Verhaltensweisen oft eine große Not sichtbar wird“.



Sie haben viele Jahre miteinander gearbeitet: Ilse und Wolfram Karas.

Wolfram Karas war 20, als er 1961 als Erziehungshelfer zu den „Wikingern“ kam. Es beeindruckte ihn, dass die Kinder trotz ihrer schlechten Startbedingungen lernen sollten, „im Rahmen ihrer Möglichkeiten und Fähigkeiten ein selbstbestimmtes Leben in der Gesellschaft zu führen“. Die Arbeit gefiel ihm so gut, dass er sich von 1964 bis 1967 in Freiburg zum Sozialarbeiter ausbilden ließ. Danach arbeitete er zunächst beim Jugendamt Reutlingen, später beim Jugendamt Freudenstadt als Jugendfürsorger.

Seine Frau kennt die Gustav-Werner-Stiftung (heute BruderhausDiakonie) bereits seit 1959. Damals hieß Ilse noch Wandel und absolvierte im Oberlin-Kinderheim ein Vorpraktikum für ihre Ausbildung zur Sozialpädagogin an der Heimerzieherschule (der späteren Fachhochschule für Sozialpädagogik Reutlingen-Ludwigsburg). Ihrem Namen machte die junge Frau, die mit vier Geschwistern bei einer treusorgenden Mutter aufgewachsen war, alle Ehre. Ilse Wandel wollte im Bereich der Heimerziehung etwas verändern. Sie wollte „den Kindern etwas von ihrer fehlenden Kindheit, Liebe und Geborgenheit geben“. 14 Jahre nach Ende des Kriegs stand immer noch die Grundversorgung im Vordergrund. Nahrung, Kleidung, Wohnraum waren auch im Oberlin-Kinderheim knapp. Aus Mangel an Personal, musste die 21-Jährige gleich nach ihrer Ankunft 13 Mädchen betreuen. Allein und ohne Anleitung. Ihre Kolleginnen – manche hatten selbst keine Ausbildung oder nur eine pädagogische Kurzausbildung – kamen mit den problematischen Kindern und den langen Arbeitszeiten oftmals an die Grenzen ihrer Kräfte. „Damals verbrachte man Tag und Nacht mit den Kindern“, erzählt Ilse Karas, „jede Erzieherin hatte ein kleines Zimmer bei ihrer Gruppe.“ In den frühen 60er Jahren bestand das Oberlin-Kinderheim aus vier Jungen- beziehungsweise Mädchenhäusern. In jedem Haus waren zwei Gruppen mit je 13 Kindern und Jugendlichen zwischen sechs und 16 Jahren untergebracht. Ein Zaun zwischen den Häusern markierte die strikte Trennung von Jungen und Mädchen.

Ähnlich streng war die Erziehung, bei der Werte wie Ordnung und Anpassung, Leistung und soziales Verhalten dominierten. Obwohl schon damals die „körperliche Züchtigung“ nicht mehr als geeignetes Erziehungsmittel galt, sagt Wolfram Karas, konnte Überforderung zur Grenzüberschreitung führen. „Ich habe nie ein Kind geschlagen“, versichert Ilse Karas, „es gab mal einen Klaps, aber keine Schläge.“ Ihrem Mann ist als Praktikant „schon mal die Hand ausgerutscht“. Erschüttert war Ilse Karas, als Jahrzehnte

nach ihrem ersten Praktikum bekannt wurde, dass damals ein Mitarbeiter Kinder im Oberlin-Heim missbraucht hatte. Weder sie, noch ihr Mann haben je wieder einen ähnlichen Fall erlebt.

Ende der 1960er Jahre musste das Ehepaar eine schwere Entscheidung treffen. Sie hatten sich in Freudenstadt niedergelassen, das erste von zwei Mädchen war geboren, Wolfram Karas gefiel die Arbeit beim Jugendamt. Da kam das Angebot aus Reutlingen fast ein wenig ungelegen, die Leitung des Oberlin-Kinderheims zu übernehmen. Letztendlich habe die Aussicht, die Heimerziehung mitgestalten zu können, dazu geführt, Freudenstadt zu verlassen. Nach der 68er-Bewegung standen die 1970er Jahre auch in der Jugendhilfe im Zeichen des Aufbruchs. „Wir haben eine sehr spannende Zeit erlebt, in der sich unglaublich viel verändert hat“, sagt Wolfram Karas. Die Gruppen wurden allmählich kleiner, die räumlichen Bedingungen besser. In Reutlingen wurden acht neue Häuser gebaut, in denen jeweils acht Kinder und Jugendliche leben sollten. Separate Mitarbeiterwohnungen entstanden, die Kinder bekamen Rückzugsräume. Kaum waren die neuen Häuser bezogen, waren schon Außenwohngruppen im Gespräch, etwas später Tagesgruppen für Kinder, die zu Hause lebten. Weitere Meilensteine waren die Sozialpädagogische Familienhilfe, die Soziale Gruppenarbeit, die Schulsozialarbeit, das Betreute Jugendwohnen und die Erlebnispädagogik. „Man musste immer flexibel bleiben, weil die Entwicklung so rasant war.“ Als Heimleiter legte Wolfram Karas besonderen Wert auf bessere Lebens- und Arbeitsbedingungen und eine gute Zusammenarbeit mit dem Reutlinger Jugendamt. Die fortschreitende Regionalisierung sorgte dafür, dass die Kinder und Jugendlichen aus den umliegenden Landkreisen kamen und nicht mehr, wie in den 1960er Jahren, aus ganz Deutschland.

Ilse Karas übernahm ab 1973 neue, übergeordnete Aufgaben. Später war sie außerdem für die neu eingerichtete Jugendschutzstelle (heute Inobhutnahme) zuständig, die Kinder in Not zu jeder Tages- und Nachtzeit aufnimmt.

„Es hat sich viel bewegt“, meint Wolfram Karas und lächelt seine Frau an. 2002 gingen beide gemeinsam in den Ruhestand. Kontakte zu ehemaligen Kollegen und Klienten haben sie immer noch – ein paar alte „Wikinger“ sind auch dabei.



Ilse Karas wollte etwas verändern.



Wolfram Karas war Heimleiter.



## Jugendhilfe heute

# Kinder werden spielend stärker

Kann man kämpferisch tanzen beziehungsweise tänzerisch kämpfen? Und dabei stabiler und belastbarer werden? Kann man – beim Capoeira-Training. Der Oberlin-Jugendhilfeverbund Reutlingen hat die Kampfkunst für „seine“ Kinder entdeckt – ein Beispiel für das vielfältige Engagement in der Jugendhilfe.

Jonathan lässt seinen Gegner nicht aus den Augen. Nicht für eine Sekunde. Geschmeidig wie ein Jaguar, der seine Beute belauert, nähert er sich ihm mit weichen und doch kraftvollen Bewegungen. Selbst als seine Finger den Boden berühren, um in den Handstand zu gehen, schaut er ihm durch die gestreckten Arme kopfüber ins Gesicht. Sein Gegner hat alle Mühe, den wendigen Jonathan im Blick zu behalten. Nach einem Täuschungsmanöver steht dieser plötzlich hinter ihm, um gleich wieder lächelnd aufzutauchen und im entscheidenden Moment mit dem Bein zuzustoßen. Von dem Stoß spürt sein Gegenspieler nicht das Geringste. Denn Jonathan beherrscht die wichtigste Spielregel: Komm dem anderen so nah wie möglich, ohne ihn zu berühren.

Seit fünf Jahren trainiert Jonathan Capoeira. Das ist eine aus Brasilien stammende Kampfsportart und nationales Kulturerbe. Tanz, Musik, Gesang und Akrobatik werden zu einem beeindruckenden Kampf-Spiel vereint. Im Januar 2009 haben der Oberlin-Jugendhilfeverbund (OJV) der Bruderhaus-Diakonie und der Verein Abadã Capoeira Reutlingen-Tübingen das Projekt ins Leben gerufen. Rund 30 Kinder und Jugendliche zwischen sechs und 16 Jahren trainieren seither einmal wöchentlich in der Turnhalle der Oberlin-Schule, einer Schule für Erziehungshilfe in Reutlingen. Ziel des Projekts ist, die Belastbarkeit der Kinder zu stärken, damit sie traumatische Erfahrungen oder schwierige Lebensumstände besser bewältigen können. Zwei OJV-Mitarbeiter sind immer dabei. Einer davon ist Hans Martin Müller. Der für das Projekt zuständige Sozialpädagoge ist mit dem bisherigen Verlauf sehr zufrieden. Capoeira wirke sich äußerst

positiv auf die teilnehmenden Jungen und Mädchen aus. Viele seien stabiler geworden und könnten auf Krisen angemessener reagieren.

Jonathan, der in Reutlingen eine Realschule besucht, kann das bestätigen. Seine Familie wurde über einen längeren Zeitraum von der Sozialpädagogischen Familienhilfe des OJV betreut. Das Verhältnis zu seiner Mutter sei problematisch, sagt der 17-Jährige. Deshalb lebt er jetzt bei seiner Großmutter, die ihm Halt gebe – genau wie der Kampfsport. Durch Capoeira habe er an Selbstvertrauen, Lebensfreude und Energie gewonnen. Statt auf Partys zu gehen, übe er lieber akrobatische Kunststücke ein oder lerne Portugiesisch. Seit einem Jahr trainiert Jonathan zusammen mit erwachsenen Capoeiristas. Der talentierte Jugendliche belegte bei den Deutschen Meisterschaften 2012 und 2013 jeweils den achten Platz. Bei der Europameisterschaft 2013 trat er für Deutschland an und nahm an der Vorrunde teil. Beim Kindertraining des OJV unterstützt Jonathan inzwischen den „Instrutor“ (Lehrer) Marquinho, Marcos Cesar, als Co-Trainer. Ihm gefällt hier vor allem die „offene und freundliche Atmosphäre“.

Für viele Kinder ist Jonathan ein Vorbild. Sie bewundern ihn und eifern ihm nach. Auch wenn die Kleineren manchmal noch über ihre eigenen Füße stolpern oder ungewollt zusammenstoßen, sind sie mit viel Spaß bei der Sache – ob sie nun in der „Roda“ (im Kreis) Kampflieder auf Portugiesisch singen oder gegeneinander zum Kampftanz-Spiel antreten. „Die Eltern sind ebenfalls begeistert“, freut sich Hans Martin Müller, „und Fachkräfte der Jugendhilfe zeigen sich beeindruckt.“ Damit möglichst



*Musikinstrumente spielen bei der Kampfsportart Capoeira eine wichtige Rolle.*



*Akrobatische Kunststücke gehören ebenso dazu wie tänzerische Bewegungen.*



viele Kinder aus Reutlingen am Training teilnehmen können, werden sie mit einem Bus der Bruderhaus-Diakonie abgeholt und wieder heimgebracht. Wer



Trainer Marcos Cesar ruft mit der Berimbau alle zusammen.

in der Nähe wohnt, kommt zu Fuß. Trainer Marcos Cesar mag das Temperament der vom OJV betreuten Mädchen und Jungen. „Sie haben mehr Power als andere Kinder“, findet der brasilianische Sportlehrer.

Gleichwohl würden alle in der Gruppe respektvoll miteinander umgehen. Hans Martin Müller überrascht das nicht: Die tänzerischen Bewegungen in Verbindung mit Musik und Gesang lösen innere Blockaden und Spannungen, meint er. Streng ritualisierte

Abläufe und klare Verhaltensregeln förderten die soziale Kompetenz. Darüber hinaus stärke Capoeira die Motorik und die Geschicklichkeit, das Konzentrationsvermögen und das Vertrauen in die eigene Leistungsfähigkeit. Mehrmals im Jahr stehen die Kinder bei Capoeira-Shows auf der Bühne mit vielen anderen Kindern und Jugendlichen. Alle weiß gekleidet, eine Kordel um die Taille gebunden in der Farbe der jeweiligen Leistungsstufe. „Da findet keine Stigmatisierung mehr statt“, sagt Müller, „nur noch Integration.“ In der Turnhalle der Oberlinschule bereiten sich Lehrer und Schüler langsam auf das Trainingsende vor. Mit der Berimbau, dem Musikbogen, ruft Marcos Cesar die Gruppe noch einmal zusammen. „Boa viagem, gute Reise“, wünscht er ihnen zum Abschied. Dann steigen die Kinder in den Bus. Wo ihre Reise später mal hinget, ist offen. Sie sind aber auf einem guten Weg. kaw ←

## Kinderrechte schützen junge Menschen

Oberlin-Jugendhilfeverbund Reutlingen setzt auf Mitwirkung der Eltern.

In der Jugendhilfe hat sich in den letzten Jahrzehnten vieles verändert – zum Vorteil der Kinder und Jugendlichen. Sie erfahren heute mehr Wertschätzung denn je, haben ein Mitspracherecht bei allem, was ihre persönliche Entwicklung betrifft, werden über ihre Rechte informiert und sind dadurch besser vor Gewalt und Missbrauch geschützt. „Wir haben Respekt vor der Individualität der Kinder und begegnen ihnen mit Zuneigung, Herzlichkeit und Offenheit“, betont Cäcilia Lutz. Die Leiterin des Oberlin-Jugendhilfeverbundes (OJV) Reutlingen weiß aus Erfahrung, „dass wir Kinder stärken können. Dennoch bleiben manche ihr Leben lang aufgrund ihrer Geschichte gefährdet“. Beim OJV werden teilweise schwer traumatisierte Kinder „nach ihren Möglichkeiten und Fähigkeiten gefördert“. Um diese Kinder auch innerhalb der Einrichtung bestmöglich zu schützen, gebe es feste Ansprechpartner, an die sie sich im Notfall wenden können. Das neue Bundeskinderschutzgesetz, das

seit Januar 2012 in Kraft ist, soll den Schutz des Kindes noch stärker gewährleisten. So verlangt der OJV von allen Mitarbeiterinnen und Mitarbeitern das gesetzlich vorgeschriebene erweiterte Führungszeugnis sowie eine sogenannte Ehrenerklärung. Damit Menschen, die wegen sexuellen Missbrauchs oder anderer vergleichbarer Taten vorbestraft sind, nicht im Bereich der Kinder- und Jugendhilfe arbeiten können, so Lutz.

**Jeder junge Mensch hat ein Recht auf Förderung seiner Entwicklung und auf Erziehung zu einer eigenverantwortlichen und gemeinschaftsfähigen Persönlichkeit. (Sozialgesetzbuch VIII, Paragraph 1)**

Und wenn Gewalt angewendet wird? Gute fachliche Arbeit und Beratung sorgten dafür, dass die Mitarbeiterinnen und Mitarbeiter nicht in Situationen gerieten, die sie überfordern. Cäcilia Lutz: „Wir signalisieren allen Mitarbeiterinnen und Mitarbeitern: Es gibt hier keine Spielwiese für Grenzverletzungen. Wir passen auf.“ Dasselbe gelte für jugendliche Klienten, die an-

deren gegenüber Gewalt ausüben oder damit drohen.

In der Regel unterstütze ihr Team junge Menschen in schwierigen Lebenslagen erfolgreich entweder im täglichen Umfeld oder in Tages- oder in stationären Wohngruppen. Letztere sollten möglichst in der Nähe des Heimatorts sein, um die Schule sowie Kontakte zu Freunden und Vereinen beibehalten zu können. Grundsätzlich werde den Kindern und Jugendlichen so viel Mit-

spracherecht wie möglich eingeräumt. Sie sind immer an den halbjährlichen Gesprächen mit dem Jugendamt beteiligt, sagt Cäcilia Lutz. Gemeinsam mit ihnen, dem Jugendamt und den Sorgeberechtigten wird über ihre Anliegen entschieden. Die Mitarbeit der Eltern spiele dabei eine wichtige Rolle. „Wir brauchen die Eltern mit ihrer Verantwortungsbereitschaft.“ kaw ←

## Lothar Bauer: Wie betreibt die BruderhausDiakonie Prävention gegen Missbrauch und Gewalt?



*Pfarrer Lothar Bauer, Vorstandsvorsitzender der BruderhausDiakonie*

Menschen brauchen Unterstützung durch die BruderhausDiakonie nicht selten deshalb, weil sie Opfer von Gewalt oder Missbrauch geworden sind. Leider ist dies kein Thema der Vergangenheit. Zu viele Menschen, vor allem auch Kinder, Jugendliche und Menschen mit Behinderung, erleben Übergriffe in ihrem sozialen Umfeld. In der Folge ist es häufig die Aufgabe von Mitarbeitenden der Jugendhilfe, aber etwa auch der Sozialpsychiatrie, diese traumatisierten Menschen zu begleiten.

Mit Anti-Gewalt-Trainings und traumpädagogischen Fortbildungen versuchen wir, Mitarbeitende auf diese herausfordernden Aufgaben vorzubereiten. Zudem ist eine gute Grundausbildung wichtig, um sich diesen anspruchsvollen Aufgaben stellen zu können. Wir brauchen dazu qualifizierte Fachkräfte. Das „Konzept Gewaltprävention“ der BruderhausDiakonie ist ebenfalls ein wichtiger Meilenstein.

Was schützt die Betroffenen am besten? Das Einhalten von gesetzlichen Standards ist die Basis. Sowohl Haupt- als auch Ehrenamtliche, die mit Minderjährigen arbeiten, müssen ein erweitertes Führungszeugnis vorlegen. Zum Teil verlangen wir auch eine darüber hinausgehende Selbstauskunft.

Eine Kultur der Offenheit in der Einrichtung ist ein wichtiger Schutzfaktor. Denn eine Kultur des Misstrauens und der Angst führt zum Schweigen und Verschweigen. Wünschenswert ist, dass auch über Grenzerfahrungen, die man in der Arbeit und mit sich selber macht, gesprochen werden kann. Die Behandlung dieser Fragen muss einen Platz im Leben der Einrichtung gewinnen. Im sozialpsychiatrischen Bereich ist es so, dass Gewaltvorkommnisse statistisch erfasst und im jeweiligen Bereich, aber auch in der Bereichskonferenz, besprochen werden. Ziel ist, die Konzeptionen so weiterzuentwickeln, dass solche Vorkommnisse möglichst vermieden werden können.

Zur Offenheit gehört auch die Klarheit. Ein klares Trägerstatement muss dabei die Linie vorgeben. Gewalt und Missbrauch sind bei uns ein „No go“. Das sind keine Kavaliersdelikte, sondern ernste Verfehlungen des Auftrags. Besonders in Bezug auf sexuelle Kontakte mit Klienten muss „null Toleranz“ der Maßstab sein.

### Tabuisierung führt zu Sprachlosigkeit und Verdrängung

Tabuisierung, wie lange verbreitet in kirchlichen Einrichtungen, führt zur Sprachlosigkeit und zur Verdrängung, zum Nichtsehen dessen, was oft vor Augen liegt. Enttabuisierung von sexuellen Themen kann aber auch dazu führen, dass die Rechte von abhängigen „Schutzbefohlenen“ – das altmodische Wort passt hier sehr gut – nicht gewürdigt werden. An aktuellen Diskussionen ist das abzulesen. Diakonische Motivation ist ein weiterer wichtiger Schutzfaktor. Mitarbeitende, die ihren Klienten verpflichtet sind, können aus ihr die Courage entwickeln, Dinge anzusprechen auf der kollegialen Ebene und – wenn das dort nicht wirkt – auch gegenüber den Vorgesetzten.

Das christliche Menschenbild macht die Ambivalenz deutlich, in der wir uns hier bewegen. „Simul justus et peccator“, Gerechter und Sünder zugleich, so bringt Luther uns Menschen auf den Punkt. Wir sind Gottes geliebte Kinder, aber wir sind auch fehlbar. Wir können uns verirren, sind alte Sünder mit der Bereitschaft, den Nächsten zu instrumentalisieren und für die eigenen Zwecke zu missbrauchen und auszubeuten, auch für die eigenen Gefühlszwecke. Dieses Grundwissen über die menschliche Ambivalenz müsste eigentlich eine Haltung des vorurteilsfreien und des Schutz gewährenden Hinschauens hervorbringen, auch im beruflichen Umfeld.

## Gewaltprävention

# Kommunizieren statt Tabuisieren

Die BruderhausDiakonie beschäftigt sich seit Jahren mit dem Risiko von Grenzüberschreitungen, Misshandlung und Vernachlässigung in der sozialen Arbeit. Warum und unter welchen Bedingungen es zu solchen Formen von Gewalt kommen kann und wie sie sich vermeiden lassen, darum ging es bei der Tagung „Gewalt und Gewaltprävention in der sozialen Arbeit“.

„Die Würde des Menschen ist unantastbar ...“ – Erziehungswissenschaftler Professor Manfred Kappeler zitierte den ersten Artikel des Grundgesetzes in



Manfred Kappeler: Gewalt kann nicht auf die Verhältnisse geschoben werden.

seinem Vortrag „Lehren aus vorliegenden Erkenntnissen“. Dieses Grundrecht werde noch immer nicht selbstverständlich beachtet, auch und gerade in Hilfeinrichtungen. „Je größer die Hilflosigkeit eines Menschen, desto größer die Gefahr, dass er Opfer von Gewalt wird.“ Nicht immer müsse Gewalt

ein körperlicher Angriff sein. Auch Bevormundung, Beleidigungen, Beschimpfungen und respektloses Verhalten gehörten dazu.

„Alles, was Menschen nicht die Möglichkeit lässt, sich zu entfalten, ist Gewalt“, erläuterte Gesundheitswissenschaftler Siegfried Huhn in seinem Vortrag zur „Gewalt in der Altenhilfe“. Konkretes Beispiel: Grenzüberschreitend sei schon, wenn eine bettlägerige Frau, die sich über einen zu groben Umgang beklagt, mit einem „Stellen Sie sich nicht so an“ abgekanzelt wird. Anstatt einen Menschen mit Einschränkungen zum Opfer zu machen, müsse sein Selbstvertrauen gestärkt werden, betonte Huhn. Möglich sei das nur, wenn man ihn ernst nehme.

Komme es in sozialen Einrichtungen zu Grenzüberschreitungen oder körperlichen und seelischen Misshandlungen vonseiten der Mitarbeiter, seien Entschuldigungen meist schnell bei der Hand. Finanzielle, zeitliche oder organisatorische Engpässe würden vorgeschoben. Die lässt Manfred Kappeler nicht gelten: „Gewaltsituationen können nicht den Verhältnissen und ein paar schwarzen Schafe angelastet werden.“ Verantwortlich seien immer die Einrichtung insgesamt und der einzelne Mitarbeiter.

Je offener eine soziale Institution sich zeigt, desto besser lassen sich Gewaltsituationen benennen und vermeiden: „Man muss lernen, Wahrheiten zu ertragen“, so Siegfried Huhn. Das klinge einfach, sei es



Siegfried Huhn: Offenheit hilft Gewalt vermeiden.

aber nicht. Weil Wahrheiten neben dem Mut, genau hinzuschauen, auch Stehvermögen verlangen, die Fähigkeit, sie auszuhalten. Das braucht Zeit. Zeit zum Überlegen und eine Bereitschaft dafür, Kritik auszusprechen, ebenso wie dafür, Kritik anzunehmen.

Manfred Kappeler plädiert für ein niederschwelliges Beschwerdemanagement und für geschulte Mitarbeiter, die Hilfeempfänger mit Empathie aufklären über ihr Recht, sich zu beschweren. „Das Recht auf Beschwerde muss Standard werden.“ Der Erziehungswissenschaftler fordert dazu runde Tische und eine staatlich finanzierte Beschwerdekammer.

mar ←

### Aus der Vergangenheit lernen

Die BruderhausDiakonie hat sich in zwei groß angelegten Projekten mit den Entstehungsbedingungen und den Ausprägungen von Gewalt in der sozialen Arbeit befasst. In einem Projekt arbeitete sie die Missstände in der Nachkriegs-Heimgeschichte auf. Unabhängig davon, aber nahezu gleichzeitig, entwickelte die BruderhausDiakonie ein verbindliches Rahmenkonzept zur Gewaltprävention in allen ihren Arbeitsfeldern. Das Rahmenkonzept soll helfen, ein Bewusstsein dafür zu schaffen, in welchen Situationen es zu Aggression und Gewalt kommen kann. Es legt Leitlinien und Handlungsanweisungen fest, wie sich gewaltträchtige Situationen vermeiden oder entschärfen lassen – und wie vorzugehen ist, wenn es doch einmal zu einer Grenzüberschreitung gekommen ist.

## Reutlingen

# Väter und Söhne in einem Boot

Das Projekt „Jungs und Väter in Aktion“ an der Reutlinger Eichendorff-Realschule verbindet Integrationsarbeit und Jungenförderung. Beim Klettern, Geocaching oder einem Zeltwochenende kommen sich Väter und Söhne mit und ohne Migrationshintergrund näher.

Er sei sechs Jahre alt, behauptet der Wuschelkopf keck, während ihm sein Vater Hikmet Öztürk die Haare trocken rubbelt. „Nein, eigentlich noch fünf“, ruft er dann, schiebt seine Brille auf die Nase und



Tarik (links) und Hikmet Öztürk sind die Helden des Tages.

hüpft davon, einen kleinen Kiesstrand der Donau bei Zweifaltendorf entlang, weil er einen Fischreier entdeckt hat. Was für ein erlebnisreicher Tag. Man sollte nicht meinen, dass der kleine Atakan kurz vorher mit großem Bruder und Papa bei einer Kanufahrt gekentert und im kalten Wasser gelandet ist. Mit einem solchen Abenteuer hatte das Reutlinger Vater-Söhne-Gespann nicht

gerechnet, als es in Sigmaringen ins Kanu stieg, um mit anderen Vätern und Söhnen die Donau hinunterzupaddeln. Der zehnjährige Tarik lehnt sich gegen Papas Hüfte, Kopf am Bauch: „Ein bisschen Angst“, habe er schon gehabt, sagt er, vor allem wegen der Strömung. „Aber wir haben uns da zusammen rausgefightet.“

Tarik ist in der fünften Klasse der Reutlinger Eichendorff-Realschule. Als er sich für das „Jungs-und Väter in Aktion“-Projekt seiner Schule angemeldet hat, wollte er gemeinsam mit seinem Papa etwas unternehmen. Zur Kanutour am Ende des Schuljahrs haben sich über 40 Teilnehmer angemeldet. Gekommen sind 34 Väter und ihre zehn bis 13-jährigen Söhne aus den Klassen fünf bis sieben.

Seit vier Jahren organisieren Heiko Jesser, Sozialpädagoge an der Eichendorff-Schule, und der Jugendzieher Beyram Ceran vom Fachdienst Jugend, Bildung, Migration der BruderhausDiakonie solche Väter-Söhne-Projekte. Die Ideen dazu sind vielfältig. Sie reichen vom gemeinsamen Kochtag übers Geocaching und Bogenschießen bis zur Höhlenwanderung oder einer

ein- oder zweitägigen Kanu-Tour.

„Die Projekte sind so angelegt, dass Väter und Söhne mit Migrationshintergrund angesprochen werden, um sich untereinander kennenzulernen und sie gezielt in die Bildungsarbeit einzubeziehen“, sagt Beyram Ceran. Das Reutlinger Projekt war Vorreiter, inzwischen gibt es bundesweit Väter-Söhne-Aktionen.

Nach der zweistündigen Bootstour werden Würstle gegrillt, Melonen verteilt und Erlebnisse ausgetauscht. Die Gekenterten sind die Helden des Tages. „Männer unter sich, die auch mal zugeben dürfen, dass sie ängstlich sind“, sagt Hikmet Öztürk nachdenklich. Miteinander anstatt Konkurrenz. Er habe sich an Ästen festgehalten, erzählt der zwölfjährige Florian, solange bis ihn sein Papa wieder ins Boot ziehen konnte. „Man merkt, dass man aufeinander angewiesen ist“, meint Adam Grytz und grinst. Aber er sei gern „ein Wohltäter“. Auch er und sein Sohn Robin haben geholfen.

„Wer heute dabei war, kommt nächstes Mal wieder mit.“ Davon ist Willi Fuhrmann überzeugt. Weil das Projekt nicht nur die Väter in Kontakt mit ihren Söhnen bringt, sondern auch die Väter untereinander.



Das Projekt ermöglicht Vätern und Söhnen gemeinsame Zeit.

Die kommen aus der Türkei, aus Afghanistan oder der Ukraine, aus bis zu zehn verschiedenen Ländern. Man lernt sich kennen, schätzt die Verschiedenheiten und profitiert von gemeinsamen Erfahrungen – die Söhne von den Vätern, die Väter von anderen Vätern und diese wieder von den Söhnen. Auch wenn einer zwischendurch baden geht.



Beim Kanufahren bleiben die Männer unter sich.

mar ←

Tübingen

# Wendeplatte führt in die Gesellschaft

Wegen Gesundheits- und Alkoholproblemen hat Viktor Heidt (55) vor 13 Jahren seinen LKW-Fahrer-Job verloren, dann wurde ihm die Wohnung gekündigt. Von einem Tag zum anderen war er obdachlos, tagsüber auf der Straße, nachts in Tübinger Notunterkünften.

„Jetzt gehöre ich wieder zum Leben“, sagt Viktor Heidt und schenkt mit zittrigen Händen Kaffee in Tassen mit Blümchen und Goldrand. „Ich lebe hier und meine Seele singt.“ Sogar die zweijährige Enkeltochter hat den Opa schon besucht.



Viktor Heidt empfindet es wieder wohnlich.

„Hier“, das ist ein Übergangswohnheim für Männer im Wennfelder Garten. Ein Haus am äußersten Zipfel der Tübinger Südstadt mit Werkstatt, Gemeinschaftsraum und 22 Appartements, wo jeder genug Platz zum Kochen, Essen, Fernsehen und Schlafen hat. Ambulant betreut und betrieben wird es von der Reutlinger BruderhausDiakonie. Gebaut hat es die Tübinger Gesellschaft für Wohnungs- und Gewerbebau (GWG) mit Unterstützung der Stadtverwaltung und dem Landratsamt. Viktor Heidt reckt stolz seinen Daumen in die Höhe: Angekommen im Haus an der Wendeplatte der Tübinger Linienbusse 4 und 7. „Die Wendeplatte“ ist ein Symbol. Bei der Eröffnung des Projektes „Übergangswohnen – Wennfelder Garten“ bezeichnete der

der reparieren, im Steinelager im nahen Wald Steine bearbeiten. Die ersten Schritte zurück ins geregelte Leben.

Hier, im Haus an der Wendeplatte, will der studierte Theologe Hermann Schirrer (65) nach Jahren der Wohnsitzlosigkeit seine Bücher in ein Regal stellen und wieder schreiben. Er habe immer geschrieben, sagt er, theologische Texte zu Syrien und Ägypten. Und gelaufen sei er, nachdem er vor vielen Jahren irgendwann zwischen Staatsexamen und Promotion auf der Straße gelandet war, jeden Tag von Kusterdingen nach Tübingen nach Endringen und Breitenholz und wieder zurück. Das muss er nun nicht mehr.



Theologe Hermann Schirrer hat wieder Zukunftspläne.

Mindestens ein Jahr lang können die ehemals Obdachlosen im neuen Wohnprojekt bleiben, um Fuß zu fassen, maximal zwei Jahre. Dann, sagt Sozialarbeiter Michael Saile, der mit einer Kollegin die ambulante Betreuung im Haus übernommen hat, sollte ihnen der Absprung in ein selbstständiges Leben gelingen. mar ←



Sozialarbeiter unterstützen die einstigen Obdachlosen.

Vorsitzende der BruderhausDiakonie, Pfarrer Lothar Bauer, das Haus als Wendepunkt im Leben von 22 Männern, die sich vom Rand der Gesellschaft auf den Weg wieder hinein in die Gesellschaft machen.

130 Menschen sind in Tübingen zur Zeit wohnsitzlos gemeldet, Männer,

Frauen und sogar Kinder. Ziel des neuen Wohnprojekts sei, Menschen ein Dach über dem Kopf und eine Tagesstruktur zu geben, um ihnen so den Weg in eine neue Eigenständigkeit zu ermöglichen, sagt Thomas Wied, Projektleiter und Leiter des Ausbildungsverbands der BruderhausDiakonie. Das fängt damit an, dass sie hier lernen, ihren eigenen Haushalt zu bewerkstelligen. In der Werkstatt können sie Fahrrä-

**Übergangswohnen** Die BruderhausDiakonie bietet mit dem Wohnprojekt Wennfelder Garten obdachlosen Männern für ein bis zwei Jahre eine Wohnung samt Betreuung an, bis sie auf dem freien Wohnungsmarkt ein neues Zuhause gefunden haben. 22 Appartements mit Kochecke und Bad stehen zur Verfügung. Zum Haus gehören ein Gemeinschaftsraum, eine Waschküche, ein Werkraum und ein Büro. Das Gebäude ist ein Energiesparhaus und Eigentum der Gesellschaft für Wohnungs- und Gewerbebau Tübingen mbH (GWG). Kooperationspartner und Mieter ist die BruderhausDiakonie.

## Erster Preis für „Wahnsinns-Klotten“

Reutlingen – Kevin Mauch, Mitarbeiter der BruderhausDiakonie-Werkstätten in Reutlingen, hat beim Jugenddiakoniewettbewerb 2013 den ersten Platz gemacht. Ausgezeichnet wurde er für das von ihm entwickelte Projekt „Wahnsinns-Klotten“. Die „Wahnsinns-Klotten“ sind ausgefallene bedruckte T-Shirts, die vor allem in der Skateboard-Szene ankommen. Entworfen, bedruckt, verpackt und versandt werden die nachhaltig erzeugten Shirts von Werkstattbeschäftigten mit einer psychischen Erkrankung. Mauch, selbst begeisterter Skater, kam die Idee für das T-Shirt-Label bereits im ersten Jahr seiner Ausbildung zum Arbeitspädagogen, deren praktischen Teil er im Büroservice der

Reutlinger Werkstätten absolvierte. Dort arbeiten Menschen mit psychischer Erkrankung, die teilweise eine grafische Vorbildung haben. Von einem der Werkstattbeschäftigten stammt auch der Name „Wahnsinns-Klotten“. Mit seinem Team hat Mauch die Shirts bei einem Skateboard-Wettbewerb und auf einer Messe vorgestellt. Ergebnis: Mehrere Skateboard-Läden haben sie bereits im Sortiment.



Kevin Mauch (Mitte) mit Kirchenrätin Heike Baehrens und Gottfried Heinzmann Leiter Evangelisches Jugendwerk.

## Zehnjähriges Bestehen gefeiert

Wangen/Allgäu — Seit zehn Jahren gibt es das Wohnhaus für Menschen mit psychischer Erkrankung in der Bahnhofstraße in Wangen. Das haben die Sozialpsychiatrischen Hilfen Ravensburg-Bodenseekreis der BruderhausDiakonie im September groß gefeiert: mit Vertretern der Stadt Wangen und der evangelischen Kirchengemeinde sowie Kooperationspartnern aus dem Landkreis. Bei Musik, Theater und gutem Essen haben die Mitarbeiter und Bewohner ihren Gästen das Haus vorgestellt. In den drei Wohnungen des renovierten Altbaus leben insgesamt zwölf Menschen mit einer psychischen Erkrankung. Sie arbeiten größtenteils in der Wangener Werkstatt der BruderhausDiakonie. Das Mitarbeiterteam des Wohnhauses Bahnhofstraße betreut darüber hinaus weitere Frauen und Männer, die in eigenen Wohnungen in der Wangener Stadtmitte weitgehend selbstständig leben. Das Wohnhaus Bahnhofstraße habe sich zu einem wichtigen Baustein der sozialpsychiatrischen Versorgung in Wangen entwickelt, stellte Andreas Weiß fest, der Leiter der Sozialpsychiatrischen Hilfen Ravensburg-Bodenseekreis.

## Wohnhaus Laichingen eröffnet

Laichingen – Mitten in der Stadt leben statt auf der grünen Wiese: Im Wohnhaus Laichinger Mitte, das die BruderhausDiakonie im Oktober eröffnet hat, ist das möglich. Der Neubau in der Laichinger Gartenstraße bietet zentrumsnahe Wohnmöglichkeiten für 20 Menschen mit psychischer Erkrankung. Die Bewohner des einen Gebäudeteils leben in zwei Wohngemeinschaften und werden rund um die Uhr betreut. Die Bewohner des anderen Gebäudeteils leben selbstständiger, sie erhalten nach Bedarf Unterstützung. Das gegenüberliegende Unterstützungszentrum bietet Beratungs-, Freizeit- und Beschäftigungsmöglichkeiten. Bürgermeister Klaus Kaufmann wertet das Wohnhaus Laichinger Mitte als wichtige Ergänzung der Angebote für Menschen mit Einschränkungen in Laichingen. Für Heiner Scheffold, Erster Landesbeamter des Alb-Donau-Kreises, ist der Neubau „ein großer Schritt zu mehr Lebensqualität für Menschen mit Behinderung“.



Rainer Single, Kaufmännischer Vorstand der BruderhausDiakonie, eröffnete die Veranstaltung.

## Baubeginn für Werkstattgebäude in Reutlingen

Reutlingen – Im Reutlinger Industriegebiet In Laisen errichtet die BruderhausDiakonie ein Werkstattgebäude für 120 Menschen mit psychischer Erkrankung. Mit einem symbolischen Spatenstich haben im Oktober die Bauarbeiten begonnen. Im neuen Gebäude werden einige Dienstleistungsabteilungen der Werkstätten arbeiten: Druck und Grafik, Scan-Service, Verpacken und Versandvorbereitung sowie ein Büroservice. Außerdem sind großflächige Lager-

räume vorgesehen. Der Standort im Industriegebiet In Laisen ist bestens an den öffentlichen Nahverkehr angebunden und für die Beschäftigten gut erreichbar. In Betrieb geht das neue Gebäude Anfang 2015. Die Baukosten belaufen sich auf rund sechs Millionen Euro.



Spatenstich für die neue Werkstatt für Menschen mit psychischer Erkrankung.

**Pfarrer MartinENZ**

## Die Geschichte mahnt für die Zukunft



*Pfarrer MartinENZ,  
Leiter Theologie  
und Ethik der BruderhausDiakonie,  
war Mitglied der  
Projektgruppe zur  
Aufarbeitung der  
Heimgeschichte.*

Die Aufarbeitung der Heimgeschichte der BruderhausDiakonie ist abgeschlossen. Für die Mitarbeiterinnen und Mitarbeiter der BruderhausDiakonie wurde mit den Erkenntnissen der Historikerin Sylvelyn Hähner-Rombach traurige Gewissheit, was manche ahnten, einige wussten – und von dem die meisten vielleicht hofften, es wäre nicht geschehen.

Aber doch: Auch in den Heimen der Gustav Werner Stiftung und von Haus am Berg gab es Gewalt gegen schutzbefohlene Kinder, Jugendliche und erwachsene Menschen mit Behinderungen. Gewalt gegen Jungen und Mädchen, die mehr war als nur die Ohrfeige, die Kopfnuss oder eindeutige Stigmatisierung. Gewalt, weil die Schutzbefohlenen in der Heimsituation der Willkür ausgeliefert waren und gedemütigt wurden – und vor allem, weil sie alleingelassen waren. Gleichwohl es aus historischer Sicht wichtig ist, auf die notvollen Umstände der Heimunterbringung in der Nachkriegszeit bis in die 1970er Jahre zu verweisen, darf solche Erkenntnis nicht als Entschuldigung angeführt werden.

Auch der häufig gehörte Einwand, es sei in jener Zeit eben üblich gewesen, dass geschlagen wurde, entschuldigt nichts. Dass zudem die Mitarbeiterinnen und Mitarbeiter gar nicht oder schlecht ausgebildet und mit den ihnen übertragenen Aufgaben überfordert waren, macht das Leid der betroffenen Kinder nicht geringer.

### **Jedes einzelne Fehlverhalten löst Scham und allergrößtes Bedauern aus.**

Auch wenn es vielleicht nicht sehr viele Kinder waren, die aufgrund von Gewalt traumatisiert wurden, und obgleich viele ehemalige Heimkinder damals gut begleitet wurden und das auch so berichten: Jedes einzelne Fehlverhalten der Verantwortlichen löst Scham und allergrößtes Bedauern aus. Um Entschuldigung zu bitten ist das Wenigste, was unter den Vorzeichen

solch großer Betroffenheit nötig und darum auch geschehen ist.

### **Aufarbeitung heißt nicht, einen Schlusstrich zu setzen.**

Die Aufarbeitung war eine schwierige Arbeit. Schwierig deshalb, weil Zorn und Entsetzen die neuen Erkenntnisse begleiteten. Arbeit deshalb, weil viele Zeitzeugen zu befragen, zahlreiche Dokumente zu lesen waren, eigene Betroffenheit immer wieder zugelassen werden musste.

Aufarbeitung heißt nicht, einen Schlusstrich zu setzen, darf nicht meinen, dass jetzt irgendetwas rein-gewaschen wäre. Aufarbeitung mahnt vielmehr, die gegenwärtige Arbeit mit schutzbefohlenen Menschen in der Altenhilfe, in der Jugendhilfe, in der Behindertenhilfe sowie in der Sozialpsychiatrie unter dem großen Ausrufezeichen der Achtsamkeit zu leben. Nicht erst Worte und Taten können Ausdruck von Gewalt sein. Auch vorenthaltene Rechte und berechtigte Ansprüche, die stillschweigend übergangen werden aus finanziellen Gründen oder aus Bequemlichkeit, sind Grenzverletzungen, die nicht sein dürfen und niemals zu entschuldigen sind.

Eine offene und umfassende Aufarbeitung muss aber auch die Frauen und Männer im Hier und Jetzt im Blick haben. Jene, die aufgrund von Überlastung oder Überforderung in der diakonischen Arbeit an eigene Grenzen der Geduld und der Kraft stoßen, müssen geschützt werden; geschützt vor nicht entschuldigen Grenzverletzungen gegenüber Schutzbefohlenen, vor Gewalt gegen sich selbst durch eigenes Überfordern und in der Folge auch vor Gewalt gegen andere. Vielleicht hilft an dieser Stelle ein Blick auf Jesus, der einmal sinngemäß gemahnt hat, dass wir gut für uns sorgen sollen, um gut für andere sorgen zu können. Oder wie Jesus es formuliert hat: „Liebe deinen Nächsten wie dich selbst.“